Volksbotanik: Wie heißt der Sturmhut (Aconitum Napellus) im Volksmund?

Welche Gartenblume hat die meisten Volksnamen? Echte Volksnamen, die man vergeblich in den meisten botanischen Büchern suchen wird! Ich glaube, es ist der Sturmhut (Aconitum napellus). Das ist auch kein Wunder! Jedem, der mit unbefangenen Blicken diese blauen Blüten ansieht, muß irgendeine Aehnlichkeit auffallen, sei es nun mit einem alten Ritterhelm (Eisenhut), einem Schuh oder irgend etwas andrem. Ja, die Blume fordert zu einem Vergleich geradezu heraus. Im Lauf meiner jahrelangen Sammlung der deutschen Volksnamen unsrer Pflanzen habe ich weit über hundert Benennungen für den Sturmhut aus allen möglichen Gegenden des deutschen Sprachgebiets zusammengebracht. Fast alle diese Volksnamen sind von einer oft geradezu verblüffenden Anschaulichkeit. Sie beweisen, wie sehr die Einbildungskraft des Volkes bei der Namengebung für unsre Blumen mitgewirkt hat. Eine Auswahl aus diesen volkstümlichen Benennungen des Sturmhuts sei hier gegeben, wobei zu bemerken ist, daß die Namen natürlich nicht ausschließlich für den echten Sturmhut (Aconitum napellus), sondern auch für seine nächsten Verwandten, den bunten Sturmhut (A. variegatum), den Rispen-Sturmhut (A. paniculatum) usw. gelten. Das Volk kennt ja nicht die feinen Unterschiede, wie sie der Botaniker macht.

Der Name Eisenhut, der natürlich auf die helm- oder kapuzenförmige Gestalt des oberen Blütenblattes geht, ist recht alt. Wir finden ihn bereits bei den Botanikern des 16. Jahrhunderts verzeichnet, so bei H. Bock (1539) als „Ysenhütlin", bei dem Schweizer K. Gesner (1561) als „Eysenhütle". Heutzutage ist er mehr ein Büchername geworden, der im Volk ebenso wie „Sturmhut" nur wenig gebraucht wird. Dafür hat es aber eine ganze Menge andrer Bezeichnungen, die ebenfalls den Vergleich des oberen Blütenblattes mit irgendeiner (vielleicht jetzt schon verschwundenen) Kopfbedeckung weiter ausspinnen, z. B. Reiterkappen, Soldatenkappen (Mittelfranken), Helm (Eifel), Ridderhelm (Hunsrück), Eisenkappe (Eifel), Soldatenhaumkoppen, Noarrnkoppm, Koppmbleaml (Nordböhmen), Franzosekapp (Hunsrück), Tuifelskappe (Tirol), Schlotfegerskappen (Thüringen), Mönchkappe (Eifel), Mönnekeskappe (Niederrhein), Papenmütz, Paterskappe (Ostfriesland), Kappuzinerchäppli (St. Gallen), Kabbezinerkapp (Pfalz), Herrnhut (Oberfranken), Schneppekapp [Schneppe = weibliche Kopfbedeckung] (Oberhessen), Grootmoders Mütz, Grootmoders Kapp (Schleswig-Holstein), Hamborger Mützen (Mecklenburg), Judenmützen (Hamburg), Judenkapp (Schleswig), Judekappe (Schwäbische Alb), Müz un Huwe [Haube] (Thüringen), Gupfhauben (Niederösterreich), Schlawerhaube (Nahegebiet), Burmützen (Mecklenburg), Blaumützen (Kr. Stade). Kaum minder häufig sind die Vergleiche der Blüte mit einem Schuh, Holzschuh, Pantoffel: Schühli (Baden), Schüahalan (Nordböhmen), Schüchel (Oberlausitz), Schoblom (Altmark), Schöhkes (Westfalen), Scholken (Südhannover), Pluckschuhe (Oberlausitz), Frauenschuh, Jungfernschuh (Schlesien), Jungfernschüchl (Nordböhmen), Madammenschühli, Dameschühli (Baden), der Lieben Frau Lederschuh (Böhmerwald), Himmelmutterschlapfen [Schlapfen = Pantoffeln] (Niederösterreich), Schloapple (Schlesien), Stiefala (Böhmerwald), Blaue Pantoffeln (Riesengebirge), Pantöffelchen (Oberlausitz), Holtschoh (Ditmarschen), Hulzschui (Südmähren), Holzschueh (Elsaß), Blotschenblume [Blotsch = Holzschuh] (im Bergischen), Paterknoschpn, Paterpatschn, Paterschlachlan [Knopschpen = Holzschuhe] (Tirol). Ganz besonders hübsch aber sind die Volksnamen, in denen die Blüte mit einer von zwei Pferden gezogenen Kutsche verglichen wird. Die beiden Pferdchen sind nämlich die in der Blüte befindlichen Honigblätter, die von den spielenden Kindern herausgebogen werden, wie überhaupt wohl viele von den folgenden Namen hauptsächlich im Mund der Kinder leben: Kutsch (Ditmarschen), Kütschla (Egerland), Kutschwagen (Schleswig-Holstein), Wägeli (Mittelfranken), Schäz [Chaise] (Niederösterreich), Kalessen [Kalesche] (Schlesien, Riesengebirge), Kaleßwagen (Niederösterreich), Vennswägelchen (Nahegebiet), Eliaswagen [der Prophet Elias fuhr in einem feurigen Wagen zum Himmel!] (Westfalen), Marienschäuseken [Marienchaise] (Braunschweig), Herrenkutsche (Baden), Kutschenblume (Südhannover), Hurzkutsche [Hochzeitskutsche], Hurzgespanne, Kutschlkraut (Oberlausitz), Kutsch un Per (plattdeutsch), Peerd un Wagen (Ostfriesland), Adam und Eva [die beiden Honigblätter!] in de Kutsch (Schleswig-Holstein), Jan und Greite [Hans und Grete] in de Kutsch (Westfalen), Kutske mit veer Biere [Pferden] (Westfalen), Arche Noahs (Schlesien). In den hin und her wippenden Honigblättern der Blüte sehen die Kinder auch Gäulchen oder Täubchen im Schlag: Rüter to Pär [Reiter zu Pferd] (plattdeutsch), Pfarreiter [Pferdereiter] (Nordböhmen), Pferla (Oberfranken), Rösseln (Böhmerwald), Kutschagaul (Mittelfranken), Kutschpeer (um Hamburg), Hießpeerdjes (Ostfriesland), Heinßl, Heißala [= junges Pferd] (Nordböhmen), Hopplein (Riesengebirge), dann die verschiednen Taubennamen: Tauberln (Südmähren), Deibche (Rheinpfalz), Tübli (St. Gallen), Torteltaoba [Turteltaube] (Schlesien), Taubenhäuschen (Anhalt), Duw'nkutschen (Altmark), Duwenwagen (Braunschweig), Taubenwägelchen (Thüringen), Deibche in de Sches (Rheinpfalz), Düffken em Wagen (bergisch), Düwken in de Kutsch (Eifel), Tauberl im Nest (Niederösterreich), Tauberl im Schlag (Altbayern), Düvchen im Kasten, Düvchen im Stroh (bergisch). Auch noch verschiedne andre Vergleiche macht man: Fischerkip (Mecklenburg), Gickerl [= Hahn], Hohnakopf (Bayerischer Wald), Hasemaul (Waldsee in Württ.), Löwemaul (Oberhessen), Maulasserl (Oberösterreich). Nach den dunklen Blüten heißt man den Sturmhut in Mittelfranken und bei Künzelsau auch Schlotfeger. Nur ganz selten treffen wir Benennungen an, die sich auf die vogelfußähnlichen Blätter beziehen, so Kreinfoot [Krähenfüße] in Schleswig, Krähfelze in Steiermark und Vogelfieser im Kanton Bern. Daß die giftigen Eigenschaften des Sturmhutes im Volk bekannt sind, beweisen eine Anzahl von Namen, die allerdings wohl hauptsächlich für die wildwachsende Pflanze gelten: Giftbluem, Giftchrut (Graubünden), Giftkraut (Steiermark), Teufelskraut (Uri), Teufelswurz (Steiermark, Elsaß), das böse Kraut, verwunschtes Kraut (Uri), Zichtud [Ziegentod] (Adlergebirge), Würglich, Ziegenwürglich (Riesengebirge), Fliagnkraut [die Abkochung des Krautes wurde zum Vergiften der Fliegen verwendet] (Nordböhmen). In früheren Zeiten verwendete man offenbar den Sturmhut öfters zum Vergiften von Raubtieren, daher stammen wohl die Volksnamen Fuchswurz (z. B. Nordböhmen, Niederösterreich) und Wolfswurz (Schweiz, Niederösterreich). Aber warum heißt in den österreichischen Alpenländern die Sturmhut noch da und dort Apolloniawurzen, Apolloniakraut? Das kommt daher, daß die Volksmedizin früherer Zeiten unsre Pflanze gegen Zahnweh verwendete und die heilige Apollonia wird im katholischen Süden bei Zahnschmerzen als Patronin angerufen.

Das sind also an die hundert Namen für den Sturmhut, beinahe möchte man sagen, einer schöner und anschaulicher als der andre, die meisten echte Schöpfungen der Volkssprache. Dabei ist sicher, daß der Sturmhut in deutschen Landen noch gar manchen Namen führt, der hier nicht aufgezeichnet ist! Möge das für manchen Leser eine Aufmunterung sein, auf die Volksnamen der Blumen gut hinzuhören, sie zu sammeln und aufzuzeichnen.

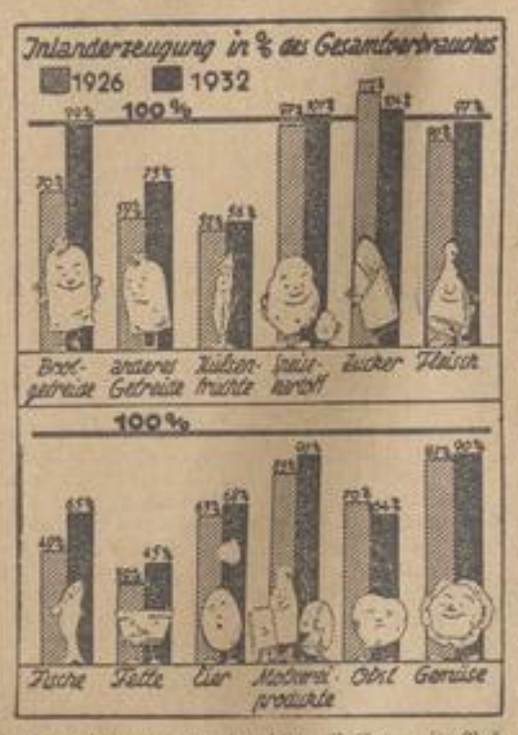
Erscheint nicht die ganze Pflanze in einem andern Licht, wenn man nicht nur ihren lateinischen und den üblichen deutschen Büchernamen kennt, sondern auch weiß, wie sie das Volk benennt?

Heinrich Marzell.

Die Lehre des Weltkrieges

In dem Maße, als die eigene Scholle aufhört, Grundlage der Brotversorgung des Volkes zu sein, liegt die Zukunft des Staates im Ungewissen. Unser Schaubild ruft diese Tatsache noch einmal in die Erinnerung aller zurück, indem es die Folgen der Abhängigkeit der deutschen Ernährung vom Auslande unter der Herrschaft des Wirtschaftsliberalismus zeichnet. In dem Taumel der Industrialisierung, die dem deutschen Volke scheinbar ungeheure Reichtümer brachte, bemerkte das deutsche Volk nicht, wie es von Tag zu Tag von dem Brot und damit von dem Wohlwollen fremder Mächte abhängig war. Diese Abhängigkeit kam ihm erst in dem Augenblick zum Bewußtsein, als es zu spät war. Der Weltkrieg bewies mit unerbittlicher Härte, welche schicksalsbestimmende Bedeutung die Abhängigkeit von fremden Lebensmitteleinfuhren für ein Volk hat. Während vor dem Feinde 1 898 000 reichsdeutsche Soldaten ihr Leben für die Heimat opferten, starben in den Kriegsjahren infolge der englischen Blockade 764 000 Deutsche in der Heimat an Unterernährung. Diese ungeheure Einbuße deutscher Volkskraft wäre vermieden worden, wenn nicht kapitalistische Raffsucht große Teile des deutschen Volkes mit Blindheit geschlagen hätte.

Um so ungeheuerlicher ist es, daß man ganz allgemein nach dem Kriege unter dem Einfluß liberalistischer Wirtschaftsapostel begann, diese grausame Lehre des Weltkrieges zu vergessen. Erst der Sieg des Nationalsozialismus konnte hier die Wahrheit aufdecken und dem deutschen Volk wieder den Blick für die staatspolitische Grunderkenntnis öffnen, daß Nahrungsfreiheit die Vorbedingung politischer Freiheit ist. Daher mußte die nationalsozialistische Losung heißen: Unser Brot aus eigener Scholle. Es fragt sich nun, wieweit die Ernährung des deutschen Volkes aus eigener Scholle gewährleistet ist. Unser zweites Schaubild zeigt die



Selbstversorgung des deutschen Volkes mit Nahrungsmitteln. Aus ihm ist der wesentliche Fortschritt, der in den letzten Jahren gemacht worden ist, ersichtlich; es zeigt aber zugleich, daß noch beträchtliche Lücken durch Produktionsumstellung und Produktionssteigerung auszufüllen sind. Ein besonders wichtiges Beispiel nationalsozialistischer Produktionsplanung sind die Maßnahmen zur Verringerung der noch vorhandenen Fettlücke. Gewinnen wir doch vorläufig immer noch nur den kleineren Teil unserer Fette aus eigener Scholle. Die zielbewußte Tätigkeit nationalsozialistischer Agrarpolitik hat gerade auf diesem Gebiet aber Wege gefunden, um die Lücke mehr und mehr zu schließen; sie ist damit auf dem besten Wege die Nahrungsfreiheit des deutschen Volkes und damit seine Zukunft mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu sichern.

Ein vom Sturm Verfolgter!

Das Schicksal unsrer Betriebe ist mannigfaltig. Von immer neuen Gefahren sind sie bedroht. Aber es gibt auch Merkwürdigkeiten besondrer Art. Baut da ein Gärtner seinen Betrieb ausgerechnet in eine sehr „windige Ecke", so daß er heute nicht weiß, ob ihm nicht morgen der Wind oder der Sturm oder eine Windhose seine Frühbeetfenster und Teile seiner Gewächshausanlagen einfach wegträgt. Es begann schon im Winter und dann dachte der Sturm, wollen sehen, wer der Stärkere ist, machte im Ostermond (April) und Wonnemond (Mai) einen neuen Angriff, um gleich die jungen Pflanzen mitzutreffen. Immer wurde ausgebessert, gestückelt, geflickt, morsche Fenster durch neue ersetzt. Fast 300 RM kostete die Windabwehr. Aber der Wind ließ nicht nach, kam am 4., 8., 25. Wonnemond (Mai) wieder, rüttelte und brach ab, wiederholte seinen Angriff heftiger am 1., 12., 17. Brachmond (Juni), holte zu neuen Schlägen am 7., 10., 19. Heumond (Juli) aus. Fast 2000 RM mußten insgesamt zum Wiederaufbau verausgabt werden.

Welcher Betrieb kann das auf die Dauer ertragen? Wir wollen hoffen, daß der Wind nun Ruhe gibt!

Der deutsche Junggärtner

Haben Sie alle Ihre Lehrlinge schon gefragt, ob sie die Zeitschrift „Der deutsche Junggärtner", den Wegweiser in den Lehr- und Wanderjahren, lesen?

„Der deutsche Junggärtner" ist die Zeitschrift für unseren Berufsnachwuchs und zur Unterstützung der theoretischen Ausbildung unerläßlich. Sie berücksichtigt alle Gebiete, die für den Junggärtner besonders wissenswert sind, u. a. bringt sie regelmäßige systematisch aufgebaute Beiträge von ständigen Mitarbeitern über Pflanzenkunde, Obstbau, Gemüsebau, Düngerlehre, Bodenkunde, Botanik und andere Fächer.

Kein Lehrherr versäume, seine Lehrlinge auf diese Zeitschrift, die seine Lehrtätigkeit wesentlich erleichtert, aufmerksam zu machen. Nur derjenige kann es im Beruf zu etwas bringen, der zur rechten Zeit alles für seine Ausbildung notwendige tut.

„Der deutsche Junggärtner" erscheint zweimal im Monat und kann zum Preise von 50 Pf. je Monat bei der zuständigen Postanstalt bezogen werden.

Meinungsaustausch

Für die Texte im Meinungsaustausch sind allein die Verfasser verantwortlich.

Betrachtungen über den „Tag der deutschen Rose"

Tage der Arbeit sind vorüber und alles geht wieder seinen gewohnten Gang. Ich habe soeben die Abrechnung fertiggemacht und stelle meine Betrachtungen an. Ich hatte bei mir die Verteilungsstelle für die Gemeinden unsrer Ortsgärtnerschaft. Ich habe große und kleine Gemeinden beliefert und wie groß ist da der Unterschied! Ein Dorf z. B. mit 1600 Einwohnern bekam 200 Rosen und hatte am Schluß noch 18 Stück übrig. Unser Dorf hat 850 Einwohner und verkaufte 300 Rosen. Gemeinden mit 200—300 Einwohnern verkauften mit Mühe 30 Stück. Ja, woran liegt das? Wenn heute die Gemeinde ihre Rosen bekommt und eine Frau mit der Pappschachtel unterm Arm geht los, dann hat sie eben wenig Glück; denn das ist dasselbe, wie mit den Plaketten. Da wollten viele nicht mehr opfern. Aber die Rose sollte ja etwas anderes sein und da mußte man eben die Sache anders anfassen. In unsrem Dorf hatte unsre Frauenschaftsleiterin Mühe, Verkäuferinnen zusammenzubekommen, kein Mensch hatte Lust. Endlich hatten wir 8 BDM.-Mädchen und am Sonnabend früh, kurz nach 5 Uhr, traten sie schon an. Alle 8 in hellen schönen Kleidern und mit einem Rosenkränzchen im Haar, ein hübsches Körbchen mit farbigem Band um die Schulter gehängt, ergänzte den Anzug. Wir füllten die Körbchen und bereits um 5.45 Uhr konnte am ersten Zug auf dem Bahnhof gut verkauft werden. So wurde jeder Zug und jedes Postauto mitgenommen, bis es dann um 7.30 Uhr in die Häuser ging. Wir gaben den Mädchen nicht zuviel Rosen mit, damit keine welk wurden. Und wie schnell kamen sie mit freudigen Gesichtern wieder, allemal das Körbchen leer. Ja, diesmal sagte keiner nein, diesen hübschen Mädchen kaufte jeder ab, und in Häusern, wo sonst 1—2 Plaketten verkauft wurden, setzten die Mädchen 6—7 Rosen ab. Bereits um 11 Uhr war alles abgegrast und die Rosen in der stattlichen Zahl von 300 Stück verkauft. Um 7 Uhr, als die Straßenarbeiter anrückten, wurden sie von zwei Verkäufern angehalten und siehe, keiner schloß sich aus, 10 Rosen waren wieder verkauft. Also, überall da, wo die Sache richtig angefaßt wurde, konnte gut verkauft werden und in solchen Fällen reichten sogar die Rosen nicht.

In dieser Zeitschrift war der Rosentag bis ins kleinste hinein ausgearbeitet, an alles war gedacht; aber warum wurde nicht danach gehandelt? Innerhalb der zuständigen Kreisgärtnerschaft waren wir die einzige Gemeinde, die außer dem Verkauf noch etwas veranstaltete. Um 15 Uhr zog unsre Jugend mit Volksliedern durch das Dorf, voran ein großes Schild tragend, das auf die Bedeutung des Tages hinwies. Am Abend versammelten sich die Dorfbewohner im schönen Kastaniengarten des Gasthofes und, obwohl die Turner und Sänger nach auswärts gefahren waren, war der Garten voll besetzt. Am nächsten Tag hörte man allgemein, daß es jedem sehr gut gefallen hatte, es war ein Volksfest im besten Sinne. Lebende Bilder, eine Gärtnergruppe, Dornröschen und den Rosenkavalier darstellend, Gedichte, ein Gesangspiel und zuletzt ein kleines Feuerwerk verschönten den Abend. Alles in allem, in unserm Dorf war der Rosentag ein voller Erfolg für das Hilfswerk sowie für den Gärtnerstand. Hat der Tag Arbeit und Mühe gekostet, so ist der Erfolg der schönste Lohn. Wenn man nun aber von andren Orten hört, wo zu verschiedenen Leuten mit Rosen überhaupt niemand gekommen ist, ja in etlichen Dörfern überhaupt keine verkauft wurden, oder man hörte Gärtner sagen, „ich mache nichts, das ist mir zuviel Arbeit, ich habe mit meinem Betrieb genug zu tun", so muß man sagen, daß diese Kollegen nicht mehr in die heutige Zeit passen, überhaupt nicht verstehen, nationalsozialistisch zu denken und das Wort „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" für sie Luft ist, sie auch gar keine echten Gärtner sind. Alles in allem: Sollten wir nächstes Jahr wieder einen Rosentag feiern, dann müssen wir besser organisieren, damit wir mehr Rosen heranbringen, mehr verkaufen können und dann auch wirklich daran gehen, den Rosentag nicht nur in der Reichshauptstadt, sondern im ganzen Reich zum wahren Volksfest zu machen. Das können wir vom diesjährigen „Tag der deutschen Rose" lernen.

R. F. Beyer, Kesselsdorf

Beseitigung des Hausierhandels

In ganz bestechender Weise wurde in den letzten Nummern dieser geschätzten Zeitschrift die „Markthallenidee" geschildert, aber die Kehrseite der Medaille sieht bekanntlich immer anders aus. Der „Hausierhandel" ist nichts „Ideales". Ich will ihn in keiner Weise beschönigen, ihn aber auszurotten, ohne viele Kollegen schwer zu schädigen, halte ich für zweifelhaft. Herr Heinrichs gibt die hohen Kosten, welche dem Standinhaber entstehen, an, vergißt aber dabei, weitere hohe Unkosten zu nennen. Ein Beispiel aus der Praxis wird diese beweisen. In einer Großstadt besteht seit Jahren eine Blumengroßhalle, also der angestrebte „Idealzustand". Die Gärtner bringen ihre Ware mit eigenem oder fremdem Fuhrwerk zur Halle. Der Blumengeschäftsinhaber, der selten ein Fuhrwerk besitzt, kauft wohl in der Halle, verlangt aber vom Verkäufer Lieferung frei Haus. Lehnt der Gärtner dies ab, so kauft der Händler in Zukunft nur bei dem Gärtner, der recht schnell frei Haus liefert, also Autobesitzer ist. Der Gärtner fährt nun etwa wegen 12 Cyclamen des A. in den Stadtteil Z., der 6 km von der Halle liegt, wegen 20 Primeln des B., in den entgegengesetzt liegenden Stadtteil W., und verpufft dabei viel Benzin, verbraucht Reifen und Zeit. Hätte der Gärtner „hausiert", so hätte er jedes Blumengeschäft, das am Wege lag, besuchen können, sicher mehr verkauft und Benzin, Reifen und Zeit gespart. Der übliche Ausspruch: „Soll der Blumenonkel doch sehen, wie er seine Töpfe in seinen Laden bekommt!" ist nicht stichhaltig, denn jeder Bäcker liefert die telefonisch bestellten 10 Brötchen sofort per Auto frei Haus, ohne jeden Preisaufschlag. Hat der Blumenhändler unrecht, wenn er die Lieferung frei Haus verlangt? „Wozu ist denn das Telefon da?", fragt Herr Heinrichs und strebt an, daß der Blumenhändler telefonisch die Ware in der Gärtnerei bestellt und dieselbe dann zugestellt bekommt. Der Gärtner fährt wegen 20 Primeln ins Zentrum der Stadt, kaum ist er zurück, erfolgt eine neue Bestellung, der Wagen fährt wieder los. „Dienst am Kunden", nennt man das! Verdienst wird „groß" geschrieben. Ein andrer Gärtner fragt täglich bei 25 Blumengeschäften an, ob eine Bestellung vorliege. Es muß frei Haus geliefert werden, die Unkosten aber, 2,50 RM Telefongebühren, Benzin, Reifen und Zeit, trägt der Gärtner. Wo da der Verdienst bleibt, wissen die Götter, aber der Gärtner hat nicht „Hausiert"! Zu seinem Vorteil?

Walther Kasch

SLUB Wir führen Wissen. TU Berlin UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK DEUTSCHE GARTENBAUBIBLIOTHEK E.V.